

Zitierhinweis

Oschema, Klaus: review of: Matthias Heiduk / Klaus Herbers / Hans-Christian Lehner (eds.), *Prognostication in the Medieval World. A Handbook. Volume 2*, Berlin / Boston: De Gruyter, 2021, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 49 (2022), 2, p. 279-281, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/dc1aba5e2bf14f66a57d0007b537469c>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Heiduk, Matthias / Klaus Herbers / Hans-Christian Lehner (Hrsg.), *Prognostication in the Medieval World. A Handbook*, 2 Bde., Berlin / Boston 2021, de Gruyter, XII u. 1027 S. / Abb., € 279,00.

Die Herausgeber legen ein buchstäblich gewichtiges Œuvre vor, das eine wichtige Lücke zu schließen verspricht: Die Frage nach dem Umgang der Menschen des Mittelalters mit der kontingenten Zukunft sowie mit den meist religiös fundierten Perspektiven darauf spielt seit einigen Jahren eine zunehmend bedeutsame Rolle. Angesichts der dynamischen Entwicklung der Forschung und der Erschließung bislang oft vernachlässigter Materialien könnte es verfrüht erscheinen, schon jetzt ein „Handbuch“ zu Praktiken der Voraussage in der mittelalterlichen Welt vorzulegen. Das Werk baut aber auf einem kräftigen Fundament auf, steht doch im Hintergrund das an der Universität Erlangen-Nürnberg angesiedelte Käte Hamburger Kolleg „Fate, Freedom and Prognostication“, in dem seit 2009 einschlägige Phänomene im Dialog zwischen Mediävistik und Sinologie untersucht werden. Die Riege der für das „Handbook“ gewonnenen Beiträger*innen zeugt von der Breite des Zugangs – und wirkt auf den Rezensenten ein wenig einschüchternd: Wenn praktisch alle Expert*innen an der Produktion beteiligt waren, wer bleibt dann noch für die qualifizierte Besprechung?

Schon der Umfang des zweibändigen Werks verbietet es, allzu detailliert einzelne Beiträge vorzustellen: Das Inhaltsverzeichnis umfasst acht Seiten und führt die über weite Passagen stringente Struktur vor Augen. Nach einer Einführung durch die Herausgeber (I, 1–12), die insbesondere die Genese des Werks und den Zugriff vorstellt, bietet ein erster Teil mehrere Überblicke, die nach Sprach- und Kulturräumen geordnet sind und zugleich eine zeitliche Entwicklung markieren. Einem Beitrag zur „Divination in Antiquity“ (I, 15–53) folgen ein äußerst instruktives Kapitel zu vorchristlichen divinatorischen Traditionen in der keltischen Welt (Elizabeth Boyle, I, 55–65), eine Darstellung der heidnischen Traditionen in den germanischen Sprachen (John McKinnell, I, 67–84) sowie eine Synthese zum slawischen Kontext (Leszek P. Słupecki, I, 85–107). Die anschließenden, ausgesprochen fundierten Beiträge von Matthias Heiduk, Michael Grünbart, Avriel Bar-Levav und Petra G. Schmidl spiegeln ein Gliederungsprinzip, das auch Teil 2 des Werks prägt: Konsequent werden Lateineuropa („Western Christian world“), Byzanz („Eastern Christian world“), Judentum und Islam nebeneinander dargestellt. Ein Ausblick in die Frühe Neuzeit beschließt diesen Abschnitt (Ulrike Ludwig, I, 243–265). Teil 2 stellt thematische Großbereiche in den vier genannten Kulturräumen vor: Eschatologie und Millenarismus, Prophetie und Visionen (nur hier fehlt ein Beitrag zu Byzanz), Traumdeutung, Mantik, Astralwissenschaften, medizinische Prognostik, Kalenderkalkulation, Wetterprognose. Die Quantifizierung von Risiken wird nur für Lateineuropa dargestellt (James Franklin, I, 697–710), ohne dass dies näher begründet würde. Als ausgesprochen hilfreiche Bestandsaufnahme widmet sich Teil 3, der den kürzeren zweiten Band füllt, den unterschiedlichen Quellen, Gattungen und Artefakten, auf denen die einschlägige Forschung aufbauen kann. Stellenweise werden auch hier unterschiedliche Traditionen kontrastiert, etwa zu kalendarischen Werken in Byzanz und in Lateineuropa (II, 713–717, 718–722; ähnlich zur Hagiographie: II, 798–803, 804–810), wiederholt aber auch spezifische Traditionen aufgegriffen, wie etwa Lehrgedichte zur Prognose im Islam (II, 742–745). Die Beiträge entfalten ein Panorama, das von mittelalterlichen Weltkarten (II, 768–776) über Rechtsquellen in Byzanz (II, 841–845) und mathematische Instrumente (II, 861–873) bis hin zu Losbüchern (*sortes*) (II, 978–983) und zur Ornithomanie in der jüdischen Literatur reicht (II, 895–898). Häufig können die Autor*innen auf ihren eigenen vertieften Forschungen aufbauen – und sie mögen es dem Rezensenten verzeihen, wenn er aus Raumgründen auf die namentliche Nennung verzichtet. Der

exemplarische Hinweis auf Charles Burnett, Anke Holdenried, Stefano Rapisarda, Alessandro Scafì oder Philipp Nothhaft mag das internationale Niveau zumindest andeuten. Erschlossen wird das Werk, das wiederholt auch mit farbigen Abbildungen aufwartet, durch einen Index in Band 2. Bibliographische Nachweise finden sich jeweils am Ende der einzelnen Beiträge.

Insgesamt stellt das Handbuch zweifellos eine große Bereicherung dar, die den Gegenstand wohl nicht „stillstellen“, sondern eine befruchtende Wirkung auf die weitere Forschung ausüben wird. Zugleich ermöglicht es einen konzentrierten und recht umfassenden Zugriff auf ein erst jüngst markanter konturiertes Feld. Wie bei solch ambitionierten Unternehmungen unvermeidbar, sind bei der Lektüre hier und da Dinge zu finden, über die man stolpert oder die man vermisst. So hätte man etwa zur Antike einen Verweis auf das bedeutende Werk des Heidelberger Assyriologen Stefan Maul über die „Wahrsagekunst im Alten Orient“ (2013) erwartet. Wichtiger als solche Details dürften aber wohl systematische Beobachtungen sein: Das Werk ist ja aus einem Kontext hervorgegangen, der die Einbeziehung Ostasiens nahegelegt hätte. Wenn die Herausgeber in der Einleitung unterstreichen, dass eine Beschränkung auf Lateineuropa („Occident“) die Darstellung wichtiger Austauschprozesse unterschlagen hätte (I, 3), so gilt dies wohl ebenso für das Ausblenden der asiatischen Traditionen (und weiter Teile Afrikas). Dass unterschiedliche christliche, jüdische und muslimische Traditionen meist konsequent nebeneinandergestellt werden, überzeugt und ist vielfach erhellend (etwa zu den unterschiedlichen Haltungen zu Prophetie oder zu Träumen). Die „mittelalterliche Welt“ ist damit aber gewiss nicht erfasst (vgl. I 8–10): Es mag gute Gründe für den Ausschluss großer Teile der in dieser Zeit bekannten Ökumene geben, aber genauer erläutert werden sie nicht.

Kompositorisch überzeugt der beschriebene parallelisierende Zugang durchaus, führt aber in der konkreten Umsetzung nicht selten zu längeren Wiederholungen (etwa in mehreren der Beiträge zur islamischen Welt), die vor allem bei durchgehender Lektüre auffallen, beim Zugriff auf einzelne Artikel aber wohl nicht. Gleichwohl stellt sich hier die Frage nach der editorischen Begleitung, die ein wenig strikter hätte eingreifen dürfen, zumal einzelne Texte den Gegenstand doch eher weit fassen und den Fokus auf die Prognostik stellenweise ein wenig aus den Augen verlieren (etwa zur Eschatologie in der islamischen Welt). Uneinheitlich fällt auch die Belegpraxis (in soziologischer Zitation) aus, so dass die Herkunft der Inhalte und Informationen in manchen Beiträgen kaum nachzuvollziehen ist, will man nicht eigenständig die jeweilige Bibliographie durcharbeiten. Vor allem aber gibt schließlich die sprachliche Umsetzung zu denken, die markante Unterschiede aufweist: Während viele Texte flüssig verfasst sind und nur stellenweise unidiomatische Wendungen oder grammatische Probleme im Englischen aufweisen, sind andere so sehr davon geprägt, dass das Verständnis mindestens stark erschwert wird. Hier hätte das Werk, das sich an eine internationale Forscher*innengemeinschaft wendet, von einer sorgfältigeren Bearbeitung profitiert. Überhaupt regt der Griff zur *Lingua franca* des Englischen im interdisziplinären und damit zugleich interkulturellen Dialog zum Nachdenken über eingefleischte Gewohnheiten und neue „best practices“ an: Ermöglichen nämlich die Autor*innen der Beiträge zu Byzanz, Judentum und Islam auch sprachunkundigen Leser*innen das Verständnis ihrer Texte, indem sie Quellenzitate in Übersetzung bieten, tun dies die Beiträge zum lateinisch-westlichen Christentum wiederholt nicht. Warum aber sollte eine einschlägig interessierte Islamwissenschaftlerin mittelhochdeutsche Texte lesen können, während man von lateinischen Mediävisten keine Arabischkenntnisse erwartet?

Diese kritischen Anfragen sollten aber nicht den Blick auf das Wichtigste verstellen: Inhaltlich repräsentiert das Handbuch einen Meilenstein zu diesem Thema, dessen weitere Erforschung fraglos immens von diesem Werk profitieren wird.

Klaus Oschema, Heidelberg

Ormrod, W. Mark, Women and Parliament in Later Medieval England (The New Middle Ages), Cham 2020, Palgrave Macmillan, XII u. 148 S., € 53,49.

Der im Jahr 2020 verstorbene britische Historiker W. Mark Ormrod vermochte es in seinen durch sorgfältige Archivrecherchen untermauerten Forschungen stets, allgemein zugängliche Narrative mit neuen Interpretationen zu kombinieren. Neben bahnbrechenden Publikationen, wie der Biografie über König Eduard III. (reg. 1327–1377), trat Ormrod auch als exzellenter Forschungsorganisator in Erscheinung. Unter seiner Leitung entstand eine frei zugängliche Online-Datenbank über Einwanderer im spätmittelalterlichen England, die auf einer Auswertung von Archiv- und Editions-material basiert („England’s Immigrants 1330–1550“). Für das in dieser Rezension anzuzeigende Buch über Petitionen von Frauen an das spätmittelalterliche englische Parlament ist besonders das von Ormrod als Mitherausgeber maßgeblich geprägte Digitalisierungs- und Editionsprojekt der „Parliament Rolls of Medieval England“ (PROME) von Bedeutung. Zusätzlich zu den überlieferten Originalpetitionen haben sich zahlreiche Eingaben in eben diesen Rollen des englischen Parlaments abschriftlich erhalten. Sie sind die Hauptquellen für Ormrods Studie.

In seiner Einleitung formuliert Ormrod drei klare Hauptziele: erstens, die Rolle von Frauen als Verfechterinnen ihrer eigenen Rechte oder als Opfer eines patriarchalischen Systems zu kontextualisieren, zweitens, Frauenpetitionen als wertvolle Quelle weiblichen Selbstbewusstseins und Individualismus in der spätmittelalterlichen englischen Gesellschaft zu zeigen, und drittens, individuelle Erfahrungen von Petentinnen im Parlament innerhalb eines breiteren rechtlichen und sozialpolitischen Kontextes herauszuarbeiten.

Ormrod fragt, wer die Frauen waren, die Petitionen an das Parlament stellten, welche Beweggründe sie hatten und wie erfolgreich sie waren. Seine Studie folgt zwei wichtigen Forschungstrends der englischen Mediävistik: zum einen der Katalogisierung, Bearbeitung und Analyse von Petitionen und zum anderen dem Interesse an Frauen- und Geschlechtergeschichte. Ormrod liefert in jedem seiner Kapitel detaillierte Beispiele, wobei er bestimmte Fälle durch eine nuancierte Sicht auf Frauen mit unterschiedlichen sozialen Hintergründen illustriert.

Das englische Parlament hatte im späten Mittelalter drei formale Funktionen: Es beriet den König in Staatsangelegenheiten, einschließlich der Außenpolitik und neuer Gesetze; es erteilte die Zustimmung zu außerordentlichen (Kriegs-)Steuern; und schließlich diente es den Untertanen als Forum, sich mit ‚privaten‘ Petitionen direkt an den König zu wenden. Bei den Petitionen an das Parlament, die im Zentrum der Untersuchung stehen, ging es im Wesentlichen um die Behebung individueller Missstände. In der Regel handelte es sich um Fälle, die entweder vor den Gerichten nicht angemessen behandelt oder nur durch einen Gnadenerweis des Königs gelöst werden konnten oder eine Übertragung an eine besondere gerichtliche Kommission erforderten.

Aufgrund der Fülle von Petitionen kann Ormrod quantitative Auswertungen vornehmen. So hebt er hervor, dass 11,7 Prozent der 7.910 Petitionen (also 926 Petitionen) von Frauen stammen. Darunter befinden sich wiederum 150 Petitionen von *femmes*